



Nr. 30.

Posen, den 29. Juli.

1894.

Jacob und Rachel.

Eine Liebesgeschichte in zwei Kapiteln von Philipp Wengert Hoff.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann setzte er sich nieder, zog Heinz neben sich und sagte: „Wir müssen Deine Nerven schonen, mein Kind, darum lasse mich so kurz als möglich sagen, was ich zu sagen habe: — ich habe in der treuesten Vater Sorge, nach meinem besten Wissen und Erkennen gehandelt, als ich Euch trennen wollte — das Schicksal hat für Eure Liebe Partei genommen, — so bescheide ich mich; — ich will nichts gegen Euer Verlöbniß haben, betrachte Euch als gebunden, — aber das verlange ich und Ihr werdet mir darin zu Willen sein: Niemand erfährt davon. — Sie, lieber Gerold, werden nach wie vor als lieber, gerngesehener Gast in meinem Hause verkehren; ich bitte Sie uns wöchentlich zwei Mal zu dieser Kaffeestunde, die ich mir immer für meine Familie frei halte, zu besuchen. Da könnt Ihr Euch sehn und als gute Freunde mit einander plaudern. Ich verlasse mich auf Sie, lieber Gerold, daß Sie es vermeiden werden, mit Helenen auf andere Weise zusammen zu kommen, und bin überzeugt, daß Ihr Euch gern und freudig in meine Anordnung fügt. — Das Schicksal hat sich, wie ich schon sagte, für Eure Wünsche entschieden, — hoffen wir also auf eine glückliche Aenderung der Verhältnisse, die Euch einmal zum Ziele führt. — In zwei Jahren, wenn Ihr dann ebenso empfindet wie heute, wollen wir eine Veröffentlichung Eurer Verlobung in Aussicht nehmen.“

Er hatte so sachlich und ruhig als möglich gesprochen, aber seine Worte entfachten in mir einen wahren Sturm der Empfindung. Ich fühlte tief, welch' ein schweres Opfer er uns mit dieser Entschliebung brachte und in heftigster Dankbarkeit wallte mein Herz auf.

„Mein Vater, mein guter Vater!“ rief ich aus und wollte ihn mit meinen Armen umschlingen, aber er wehrte mich sanft aber fest ab:

„In zwei Jahren, Helene,“ sagte er, „bis dahin lasse es so gut sein.“ —

Auch Heinz war aufgesprungen und auf ihn zugetreten, aber er wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus, als wolle er es nicht sehen, daß wir uns glücklich umarmt hielten.

„Mein Lieb, mein süßes Lieb, mein schwer errungenes, einzig geliebtes Mädchen,“ sagte Heinz, „nun habe ich Dich und halte Dich, und Niemand soll Dich mir rauben, lösest Du selbst Dich nicht von mir.“

Unserer Aufregung hatte Vater diese Umarmung nachgesehen, sie blieb aber die einzige, denn ganz in der uns vorgeschriebenen Weise verkehrte Heinz in unserem Hause und verliesen seine Besuche. Anfanglich war es mir wohl sehr schwer, ihn kommen und gehen zu sehen ohne ein Liebeswort aus seinem Munde zu hören. Die förmliche Anrede, das fremde „Sie“ wollte nach

jener Stunde erst garnicht über die Lippen, aber die Gewohnheit thut da viel, und so fanden wir uns auch wieder hinein und waren glücklich, zusammen zu sein. Freilich, wie unendlich viel reicher waren jene Minuten im Gehölze gewesen, wo wir allein und unbeobachtet uns gesagt, was wir erlebt hatten, was wir gedacht und gefühlt. Dieser mündliche Gedankenaustausch so Aug' in Auge hatte uns einander nahe gebracht, hatte uns vereinigt im Geiste. —

Jetzt saßen wir zwar stundenlang zusammen, aber die Gespräche waren gemeinschaftlich, und was uns am meisten bewegte blieb unausgesprochen.

Damals empfand ich es nicht so klar, aber später habe ich oft zu meiner Entschuldigung mir es gesagt: Vater hätte keinen besseren Weg finden können als diesen, uns einander zu entfremden.

Vorerst war natürlich von einer Entfremdung nicht die Rede, im Gegentheil, Heinz wurde, je öfter er ins Haus kam, desto herzlicher von meinen Eltern und allen Familien-Mitgliedern empfangen. Seiner Liebenswürdigkeit widerstand ja auch Niemand und sein Frohmuth, seine Laune waren auch wahrhaft unwiderstehlich, wenn seine Glücksstunde geschlagen hatte und er bei uns eintrat. Er war auch bald wie ein Kind vom Hause, wußte von allen kleinen Sorgen und Freuden desselben und theilte sie. — Ihm brachten zuerst meine kleinen Geschwister ihre Censuren aus der Schule, Vater sprach ihm von seinen Amtsjahren und Bedenken, mit Mutter theilte er ihre wirthschaftlichen Freuden oder Leiden, selbst von unserem Hühnerhof und aus unserem Laubenschlag flogen ihm die intimsten und interessantesten Neuigkeiten zu — und Alles war ihm wichtig, denn es war ja der Rahmen, der mich umgab, mich, die er mehr liebte als je ein Weib geliebt worden ist. —

Je weiter das Jahr vorschritt, je mehr kräftigte ich mich, und als der Winter erschienen war, konnte ich an seinen Freuden in vollster, blühendster Gesundheit theilnehmen. — Das war denn wieder ein neues Glück. Im Ballsaal unter den vielen fremden Menschen war man doch viel mehr allein, viel mehr vereinigt als zu Hause beim Kaffeetisch, wo jedes Wort für Alle und keines für mich allein war. — Er schalt mich oft, wenn ich darüber klagte, pries die Güte meiner Eltern, die gegen ihre Ueberzeugung uns das Glück des häufigen Zusammenseins ließen, und bat immer nur um Geduld und unerschütterliche Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.

„Wie Jakob um Rachel will ich sieben Jahre um Dich dienen,“ sagte er, „erringe ich Dich dann, so bin ich überreich belohnt.“

„Jakob diene um Rahel zweimal sieben Jahre, mein lieber Schatz, und sollte dieses auch Dein Loos sein, nun, so wird es Dir wohl auch passiren, daß Deine Rahel sich in eine Lea verwandelt hat,“ antwortete ich ihm fröhlich lachend.

Wie spaßhaft erschien es mir, die Erfüllung unserer Wünsche nach einer Ewigkeit von vierzehn Jahren zu erwarten! — Das war ja ein halbes Menschenleben — Dann hatten wir gewiß schon graue Haare — es war leicht, über diesen Blick in die Zukunft zu lachen. — Und wir lachten fröhlich und waren glücklich, und ich vergaß, daß er mich eben zu trösten gehabt über meine Klagen. —

Wie konnte ich denn auch anders als glücklich sein — ich sah die Eltern ihn täglich liebergewinnen, sah Heinz immer mehr sich Sohnesrechte erobern — anders und besser hatte ich es doch nie erwarten können. Und doch, es war Etwas da, was mich immer drückte, wogegen ich mich beständig innerlich auflehnte — das war das Unsichere, Unausgesprochene unseres Verhältnisses. — Mein Vater hatte diese zwei Jahre gewissermaßen als Probezeit für uns gesetzt, wir sollten uns unser Glück erst verdienen — ach, und am süßesten ist es doch, wenn es unerbittlich und ungesucht uns wird — wie das goldene Himmelslicht. — Dann war unser Haus auch ein sehr gastfreies, es blieb daher nicht lange verborgen, welch' ein regelmäßiger Besucher desselben Heinz war, man zog seine Schlüsse und ich mußte manches Wort hören, das ich lieber nicht gehört hätte. — Auch dieses hätte eine Veröffentlichung unserer Verlobung mir erspart. —

Freilich im ersten Jahre unserer stillschweigenden Brauttschaft war das anders, da suchte mich das Alles nicht an; als aber das zweite schon über die Hälfte war und äußerlich sich so gar nichts änderte, auch Feen und Heinzelmännchen sich immer vergebens erwarten ließen, da kamen mir doch zuweilen recht ernste Gedanken.

Diese Jahre hatten mich sehr gereift, wie sorgenlos, wie leichtfertig war ich früher gewesen, und jetzt — ach, zuweilen kam ich mir schon ganz alt vor! — Hätte ich nur mit Heinz oder mit meinen Freundinnen davon sprechen können, dann hätte sich das Dunkel schnell gelichtet, aber Heinz sprach ich ja nur im Beisein der Meinen, — er hielt streng an dem Worte fest, das er meinem Vater gegeben — und zu meinen Freundinnen durfte ich ja nichts von dem sagen, was mich allein erfüllte. — Meine älteste Jugendfreundin, mit der ich in früheren Jahren jeden Gedanken getheilt, fragte mich einmal:

„Sage mir doch, Helene, bist Du mit Gerold verlobt? — man nimmt es allgemein an.“

„Wenn es so wäre, würdest Du es doch zuerst wissen,“ sagte ich ausweichend.

„Das hoffe ich auch,“ erwiderte Thusunelbe, „und habe es auch so angenommen, und doch fühle ich mich nun ganz erleichtert. — Zuweilen habe ich schon gefürchtet, es könnte so sein.“

„Gefürchtet, Thusunelbe?“

„Nun gewiß, Helene. Es wäre doch ein zu großer Unfuss gewesen. Eigentlich mehr als das, ein Unrecht gegen Euch und Eure ganze Zukunft.“

„Aber, Thusunelbe, ich bitte Dich“ —

„Laß mich einmal ausreden, Helene; ich habe in unserem Freundschaftsbunde ja immer den Kopf, Du immer das Herz repräsentirt; es ist Dir gewiß ganz gut, wenn Du auch in diesem Fall einmal den Kopf hörst. — Ich sage, Helene, ein Unrecht würde diese Verlobung sein, und nach meinem Gefühl ist es in erster Reihe ein Unrecht gegen Gerold's Zukunft —“

„Nun, das muß ich sagen! Ob er es wohl auch so ansehen würde?“

„Jetzt wahrscheinlich nicht, vielleicht aber in einigen Jahren. — Sieh, ich meine es so, wenn Du Dich darauf capricirst, eine alte Jungfer zu werden, so ist das so schlimm nicht, obwohl wir als Kinder das immer als das Schlimmste des Schlimmen ansahen. — Du lebst ja in einer so glücklichen Häuslichkeit und wirst da nie, weder für Dein Herz noch für Dein äußeres Leben, Entbehrung fühlen. — Anders ist es mit Gerold. — Jetzt schon, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, klagt er über die Dede des Junggesellenlebens, das ihm nur die Wahl zwischen dem ihm meistens unsympathischen Aufenthalte im Gasthause und der Einsamkeit seiner Stube läßt. Was würde seine Zukunft sein, wenn er seine besten, kraftvollsten Mannesjahre in solchem durch die Verhältnisse bedingten Coelibat hinbringen

müßte. — Nein, nein, das wäre eine zu traurige Zukunft für Euch Beide — wie freue ich mich, daß ich solchen Muthmaßungen entgegentreten kann.“ —

Ich gab mir Mühe, Thusunelbe nichts von meiner Erregung merken zu lassen, aber der Pfeil, den sie absichtslos versandt, saß fest und schmerzte tief. —

Einige Wochen darauf erhielt ich Thusunelbe's Verlobungsanzeige; sie hatte sich ebenfalls mit einem Dragoner-Offizier, der mit Gerold in derselben Schwadron stand, versprochen. — Ihre Eltern waren reiche Leute und sie das einzige, sehr verwöhnte und verzärtelte Kind. Sie war eine glückselige Braut, und ihre Eltern und Verwandten, ihr Bräutigam und die Seinen, Alle umgaben sie nun bei diesem wichtigen Schritt mit desto innigerer Liebe und Zärtlichkeit. Sie und ihr bräutliches Glück war ihnen der Mittelpunkt alles Denkens und Redens. —

Mit einem Gefühl, fast dem Reide ähnlich, sah ich das — wie war Thusunelbe doch so glücklich, so beneidenswerth, daß sie ihre Liebe so rein hatte, so unberührt von allen Sorgen und nüchternen Erwägungen des praktischen Lebens! —

Einmal, als ich nach einiger Zeit zu Thusunelben kam, fand ich ihren Bräutigam und auch Gerold dort, und das Brautpaar freute sich dieses Zusammentreffens guter Bekannten und hielt uns halb mit Gewalt fest. Sie hatten viel zu thun, wir sollten helfen die Wohnungseinrichtung auswählen, die in einer auswärtigen großen Fabrik nach eingesandten Zeichnungen bestellt wurde. Da gab es die elegantesten, kostbarsten Möbel, die geschmackvollsten feinsten Stoffe zu den Ueberzügen derselben, die prachtvollsten Teppiche und Gardinen auszusuchen, und das Brautpaar that es mit Glückseligkeit; sie wählten, sie kosteten, sie schwärmten von ihrem künftigen Heim und vergaßen dabei über die schönere Zukunft nicht die schöne Gegenwart, wohl aber oft unsere Anwesenheit. —

Mir wurde das Herz immer schwerer und schwerer — ob's mir nur allein so ging? — Heinz war ganz still geworden. —

Als wir zusammen fortgingen, konnte ich zu ihm meine Empfindungen nicht länger verschließen:

„Könntest auch so glücklich sein, Heinz, hättest Du vernünftiger gewählt.“ —

„Dasselbe kann ich Dir erwidern,“ sagte er kurz.

Zum ersten Mal war Etwas zwischen uns getreten, zum ersten Mal trennten wir uns ohne einen warmen Liebesblick. — Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen; vergessen war Thusunelbe's Brautschaft, ihre Teppiche, ihre Gardinen; vergessen waren alle jene Gedanken, die mich gestern so trüb und traurig gestimmt, nur eines hörte ich immerfort: — jene kalten, kurzen Worte, mit denen Heinz sich von mir getrennt.

Wie leicht hätte ein offenes Wort das Mißverständniß gelöst, — wie süß wäre ein Sich-schuldig-bekennen, wäre die Versöhnung gewesen, — aber für uns gab es ja kein Aussprechen, kein schmeichelndes Abbitten, kein Verzeihen. Wir sahen uns wieder im Familienkreise und ließen es weder uns noch die Andern merken, daß Etwas zwischen uns gewesen — die Lippe lachte — aber der Stachel, den das richtige Wort so leicht entfernt hätte, steckte im Herzen.

Wenige Wochen darauf fand eine größere Ballgesellschaft in der Ressource statt; wir gingen auch dazu hin und wie immer war ich auch wieder eine sehr gesuchte und begehrte Tänzerin. Bei einer Polka hatte mein neues, weißes Muffkleid einen Riß bekommen und ich eilte in das Garderobenzimmer, um den Schaden zu heilen. Dasselbe war von dem Saal nur durch ein kleines Zimmer getrennt, und in diesem fand ich zwei alte Herren ihre Pfeife rauchend sitzen. Sie hatten diese wohl nicht entbehren mögen und dieses Zimmer gewählt, das ihnen durch eine weit geöffnete Flügelthür Aussicht in den Tanzsaal gewährte.

Der eine der Herren war mir bekannt, so grüßte ich und trat in das Garderobenzimmer. Nun hatte dieses aber keine Thür, der Eingang war nur mit einer Decke verhangen und so hörte ich das Gespräch der Herren, welches diese, ahnungslos, eine Zuhörerin zu haben, in ungenirtester Weise führten.

„Ein reizendes Mädchen,“ sagte der Eine, als ich hinter der Decke verschwunden war, „wirklich, ein ganz reizendes Geschöpf! — Diese Frische, diese Anmuth, — es durchweht etwas wie Frühlingshauch ihre ganze Erscheinung. Man könnte ordentlich poetisch werden bei dem Anblick.“ —

„Nicht wahr,“ sagte der Andere, „ganz mein Geschmack. Und sie ist so fröhlich wie ein Vogel in den Lüften und das

gefällt mir noch besonders an ihr. Ja — es ist rein zum Tollwerden!“ setzte er brummend im ärgerlichen Tone hinzu.

„Zum Tollwerden — was denn? Ihr Entzücken über das niedliche Ding! Ei, seht mal Einer, das hätte ich Ihnen ja gar nicht mehr zugetraut!“

„Na, spaßen Sie nur, das schadet nichts! ich alter Knabe kann Spaß vertragen. — Was mich ärgert, ist: wenn ich sehen muß, wie sich die Menschen das Leben so verderben. Da verspricht sich dieses niedliche, frische Mädchlein mit einem in seiner Art ebenso charmanten Offizier; können sich aber nie heirathen — kein Gedanke, — keine Kaution da — und nun ist das Ende vom Liede, daß sie eine alte Jungfer, griesgrämisch und verbittert wird, und er — na, so ein alter Hagestolz ist auch nichts Schönes und sein Leben kein beneidenswerthes.“

„Und darüber ärgern Sie sich? — Lassen Sie das nur gut sein, werther Freund. — Was man sich einbrockt, muß man aushalten. — Ich bin mein Leben über zufrieden gewesen, wenn ich mit meiner eigenen Portion fertig war — mag der liebe Nebenmann an der seinen löffeln.“

„Ja, das ist so gesagt — aber die Kinder hat man aufwachsen sehen und man nimmt Theil an ihnen. Außerdem ist dabei auch noch eine andere Sache. — Ich habe einen Neffen,

einen prächtigen Jungen, da, sehen Sie, dort steht er, der junge Oberförster mit dem blonden Vollbart, dem hat's das Mädel angethan. Er will partout keine Frau, da er diese nicht haben kann, und führt nun auf dem Lande ein trauriges Leben trotz seiner schönen Stellung. Alles hat er, sage ich Ihnen, prachtvolle Pferde und einen Wagen, hochsein, ein ganz neues Haus, wie ein Schmuckkästchen, und einen Garten dazu wie beim größten Rittergut. — Und was hilft's ihm — nichts, sage ich Ihnen, garnichts. Nicht eine Stunde ist er glücklich. — Er thut seine Pflicht, sein Tagewerk, weil's so sein muß, aber er thut's ohne Freude, und will er sich ein Plaisir verschaffen, was der Mensch doch auch braucht, dann kommt er her, setzt sich an mein Fenster (ich wohne geradeüber der Steuerdirektion) und wartet so lange bis er sie sieht. — Ich sage ihm nichts darüber, er denkt gewiß, ich merke es nicht — aber ich sage Ihnen, es ist so! — Und das ist rein zum Tollwerden, oder ist's etwa nicht?“

„Nun freilich, das ist ja traurig — aber wozu gleich verzagen, es ist noch nicht aller Tage Abend. — Hoffen wir, daß die Leutchen zur Vernunft kommen, — sie sind ja noch jung, also doch wohl noch nicht unverbesserlich. — Und nun kommen Sie, lassen Sie uns zu unserer Partie zurückkehren.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Ein anderer Schluß.

Novelle von A. Hartenstein.

(Nachdruck verboten.)

Die Post kommt!

Eine angenehme Aufregung bemächtigte sich der kleinen Tischgesellschaft, als das Rollen der Räder und Klingeln der Schellen das Nahen des interessantesten und nicht selten auch amüsantesten Tagesereignisses ankündigten. Denn obgleich die Ferien noch nicht begonnen, hatte der herrliche Frühsohmer schon eine große Zahl Touristen nach der Wunderwelt der Oethtaler Alpen gelockt. Heute waren es nur Wenige, die den Stellwagen benutzt hatten, und die nun eine kurze Weile die Aufmerksamkeit der Taselrunde auf dem Altane im Längsfelder „Hirschchen“ fesselten.

Gleichwohl blieb man nach der Mahlzeit noch erwartungsvoll sitzen, denn die Post brachte Zeitungen und Briefe mit, und es war ein angenehmer Reiz, wenn in die trauliche Stille des abgeschiedenen Erdenwinkels ein verworrenes Geräusch des großen Weltgetriebes drang. Ein mitleidig spöttisches Lächeln für die thörichtesten Menschen, die da draußen sich quälten und abjagten, erhitzten und stritten um ein Nichts, wie es denen jetzt dünkte, die hier behaglich, umhegt von den ersten Bergriesen, im Frieden da saßen, spielte dann um ihre Lippen, und das Wohlgefühl des Daseins ward durch solchen Kontrast nur um so angenehmer erhöht.

„Sie werden wohl wieder den Vogel abschießen, gnädiges Fräulein, und den ganzen Briefbogen allein einheimsen,“ sagte der Oberinspektor, ein alter jovialer Herr aus einem bayerischen Städtchen lachend zu seiner Nachbarin, als Jenzi, die Briefbotin des Gasthofes, mit einem Paket Briefschaften und Zeitungsblätter auf den Altan trat. „Muß das immer ein Segen sein? Kann uns aus den Couverts nicht auch eine ganze Hölle entgegenprühen,“ gab Theda Western scherzend zurück. Aber das feine, klare Gesicht verdunkelte sich, als sie einen Blick auf das Päckchen warf, das Jenzi ihr gab und unter dem sich ein großes, dickes Couvert in Quadratform befand. „Wollen wir gehen, Helene?“ wandte sie sich ruhig an die junge Dame, die ihr gegenüber saß. Helene horchte auf. Ihrem feinen Ohr, das sich gewöhnt hatte, auf jede noch so feine Nuancierung in Ton und Stimme der Freundin zu achten, war das leise Gittern der Erregung in Theda's kurzer Frage nicht entgangen. Sie sah die feine Falte zwischen den klassisch gezeichneten Brauen, das Aufzucken in den tiefen dunklen Augen, und das von einem sonnigen Lächeln erhellte jugendliche Antlitz wurde ernst, während sie sich ruhig erhob.

Mit einem kurzen Gruße verließen sie die Gesellschaft. „Du hast eine unangenehme Nachricht erhalten?“ fragte Helene besorgt. „Was nennst Du unangenehm? Wenn mein Selbstbewußtsein niedergedrückt und meine Eitelkeit verletzt wird — ja,“ gab Theda mit feinem Spott zur Antwort. „Aber komm. Wenn Du nicht zu erhit bist, gehen wir in die kühle Klamme. Dort können wir ungestört lesen. Die Luft im Zimmer würde mich jetzt erstickend.“ Schweigend, ohne wie sonst ein paar freundliche Worte mit den Wirthstöchtern in der Küche zu wechseln, verließen die beiden Damen das Haus.

Blendendes Sonnenflimmern lag über der stillen Dorfstraße und dem freien Platz vor dem Widum. Ein paar Touristen, die auf dem Altan beim Sternwirth Mittagsspaß hielten, schauten halb träumend, halb verwundert auf die schlanken Frauengestalten, die ohne Hut, nur den grauen „Zweifer“ schützend über das Haupt gespannt, langsam unten vorüber gingen. Auf der schmalen Holzbrücke blieb Theda stehen und schaute mit fest zusammengepreßten Lippen in die graugrünen Wasser des Fischbaches, die in wilder Erregung unter der Brücke dahinzischten und farbensprühende riesige Tropfen zu ihr emporschleuderten. Dann warf sie den Kopf zurück, athmete schwer auf und folgte Helene, die langsam vorausgeschritten war, in den Schatten des Lärchenwaldes. Da, wo aus der Tiefe des Klamms das verwitterte Dach der alten Schneidemühle hervorlugte, ließen sich die Beiden auf einen der zahlreichen noch nicht entrudelten Baumstämme nieder.

Theda klappte den Sonnenschirm zusammen und breitete die Briefe auf ihrem Schooße aus. „Dein Manuscript?“ fragte Helene endlich mit bestimmter Stimme. Theda lachte leise und gezwungen auf. „Das sagst Du

mit solch' tragischer Miene, als wenn das Ding ein Todesurtheil für mich enthielte.“ Helene sah mit ihren warmen braunen Augen ernst in das blasse vornehme Gesicht. „Ganz gleichgültig ist es Dir nicht.“ — „Nein, Kening. Aber analysiren kann ich Dir das Gefühl, das mich beim Anblick dieses Couverts beschlich, augenblicklich nicht. Es ist wohl eine starke Dosis verletzter Eitelkeit dabei, ein wenig Neugier über nutzlos vergeudete Zeit und dabei auch etwas Bedauern darüber, daß das Kind, auf das man doch ein wenig stolz geworden, plötzlich wiederkehrt mit dem traurigen Bescheid: Dein Sprößling taugt nichts.“

Sie hatte, während sie sprach, ein kleines Messerchen aus ihrer gemiedenen Gürteltasche genommen und das Couvert geöffnet. Nachdenklich ließ sie die Blätter des Manuscriptes, dessen Seiten eine energische, ausgreifende Handschrift deckte, durch die Finger gleiten, wobei dem Papier ein aufdringlich scharfer Tabaksgeruch entströmte. Dabei fiel ein kleineres Couvert, das dem Manuscript beigegeschlossen war, zur Erde.

Helene hob es auf — „da ist auch ein Brief, Theda.“ „Natürlich — wir müssen mit Dank das Manuscript zurückgeben, da wir keine Verwendung dafür haben — voilà tout.“ Theda faltete den Brief auseinander, ließ aber erstauht den Blick über das Blatt gleiten, denn so kurz schien die Redaktion die Sache doch nicht abgemacht zu haben. Dann las sie halblaut:

„Sehr geehrtes Fräulein!“

„Die uns freundlichst zugesandte Novelle müssen wir zu unserem großen Bedauern bestens dankend zurückgeben. Die Arbeit ist reich an schönen Gedanken, aber die Handlung ist nicht spannend genug, und die Charaktere, so fein sie geschildert sind, entbehren der Lebenswahrheit; der Schluß ist leider ganz verfehlt. Sie scheinen, gnädiges Fräulein, mehr nach Ideen als nach dem Leben gearbeitet zu haben; heute aber wird verlangt, daß man eine reale Lebenswahrheit voranstellt, und an dieser das hervorhebt, was geeignet ist, eine Idee zu verkörpern.“

„Wir bitten Sie, uns diese wohlgemeinte Offenheit nicht zu verübeln. Wir fühlen uns dazu gedrängt, weil wir ein bedeutendes Talent in Ihnen sehen, das nur in die richtige Bahn geleitet werden mußte.“

„In der Erwartung, bald eine Arbeit von Ihnen zu erhalten, die sich für uns eignen wird, zeichnen wir

mit vollkommener Hochachtung

die Redaktion.“

Theda ließ das Blatt sinken. „Sehr nett — das ist ja beinahe ebenso reizend wie der Erguß unseres Doktors, wenn er uns die Aufsätze in der Selektia zurückgab,“ sagte sie mit leisem Hohne. Da legte sich eine feine schlanke Hand auf ihren Arm. „Grüme Dich nicht, mein Lieb,“ sagte Helene herzlich. „Es war ja ein erster Versuch, und trotz des scheinbaren Mißlingens hat er mit dieser Ermunterung einen ganz artigen Erfolg. Bedenke nur, meine Zeichnungen wurden auch nicht gleich angenommen, und ich mußte oft das, was ich für ganz besonders gelungen hielt, umarbeiten oder wegworfen. Und was die Redaktion über den Schluß schreibt — sieh, das spricht klar aus, was ich beim Vorlesen fühlte: der Schluß ist unmotiviert und nicht befriedigend. Aber Du bist mir doch nicht böse, Schatz?“ Dann schlang Helene liebevoll ihren Arm um den Nacken der Freundin und sah ihr bittend in die Augen. „Ihr böse zu sein, das wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, selbst für den schwarzesten Menschenhasser. Dann hätte man auch dem lieben Himmelslicht zürnen müssen, daß es so freundlich strahlte, und der Rose, daß sie blühte und duftete. Theda strich leicht und zärtlich über die zart überhauchte, sammetweiche Wangen der Freundin. „Auch Du, mein Brutus!“ sagte sie mit feiner Ironie. „Nicht wahr, entweder sie müssen sich kriegen oder sie müssen sich aus Verzweiflung vergiften, erschießen oder sonst auf mehr oder weniger romantische Art sich aus diesem Jammerthal befreien. Natürlich ist ein solcher Schluß effektiv. Mit angenehmem Gruseln wird dann das Buch zugeklappt und geseufzt: Gott, wie schön! Aber ein Ende, das nur

hinweist auf ein einsames Leben der Entfagung, auf ein Leben, das durch Selbstopferung süß ist, ist langweilig für den Leser, stört aus der seelischen Verwechslung auf und nöthigt zum Nachdenken."

Helene schüttelte den Kopf. "Du willst mich nicht verstehen. Sieh, Deine Heldin, das vernünftige Schoßkind des Glückes, das stolze, fast grausame Geschöpf, das trotz des Liebesbedürfnisses des eigenen Herzens leugnet, das Mädchen mit der schönheitsdürstenden Seele und dem heißen Drange nach höherer Erkenntnis, Hilda, deren Liebe zu dem Manne, den sie mit höherem Wort tödtlich verlegt, auflodert, als es ihr zu spät erscheint und die sich deshalb verzehrt in heißer Reue — sie sollte barmherzige Schwester werden? Nein, Theda — an das Wunder glaube ich auch nicht! Deine Heldin war so angelegt, daß auch für sie entweder Erfüllung oder Vernichtung allein denkbar wären. Aber ein langes Leben der Entfagung? Nein — sie würde sich in kürzester Frist aufgeben haben, und dieses Ende hättest Du dann wenigstens bringen müssen. Ueberhaupt, müßten sie denn, als sie dem Manne ihrer Liebe wieder begegnete, an einander vorübergehen?" "Ja", entgegnete Theda hart und ihr Gesicht von fast durchsichtiger Reinheit war noch tiefer erbläßt und sein Ausdruck wurde noch starrer, als sie hierauf fortfuhr: "Der Mann kann die Beleidigung nicht vergeben, die ein junges, eitles, hochfahrendes Geschöpf im frevelhaften Uebermuth ihm in's Gesicht schleuderte als Dank für die Liebe, die er ihr entgegenbrachte!" "Auch nicht, wenn er sie noch immer liebt und lieben muß?" fragte Helene fast athemlos. "Nein — es wäre das unmännlich!" "Das ist nicht wahr, aber kleinlich ist es, das Verzeihen und Vergessen für unmännlich zu halten! Und hier ist der wundte Punkt in Deiner Arbeit, der Fehler in der Charakteristik. Deine Heldin ist selbst zu hoch gesinnt, um den Mann, den sie liebt, nicht einer Verzeihung fähig zu halten zu hoch gesinnt aber auch zu gekütert und zu demüthig, um seine Liebe nicht glühenden Herzens zu empfangen," erklärte Helene. Dabei blühten ihre braunen Augen wahrhaft zornmüthig, als müsse sie das Geschöpf gegen seinen Schöpfer vertheidigen, und eine lebhaft Röthe lag auf ihrem Antlitz.

Theda hatte sich erhoben und schritt erregt auf dem grasnarbigen Boden auf und nieder. Grelle Sonnenlichter huschten durch die hohen Bäume über das blaue Haar Theda's, sodaß es metallisch auffunkelte. Und mit Bewunderung folgte halb unbewußt das Künstlerauge Helene's der hohen vornehmen Gestalt. Wie schön sie war und doch wie räthselhaft das stolze Antlitz, über dem es wie ein schwermüthiger Hauch verhaltenen Leidens lag. Ein paar Minuten blieb es still zwischen den Beiden; dann erklärte Theda mit verhaltener Stimme: "Und dennoch kann der Schluß nicht anders lauten, trotz aller Weisheit der Redaktion. Charaktere und Menschenlose lassen sich nicht mathematisch berechnen. Das Leben allein behält Recht. Ich habe die Novelle geschrieben als Heilmittel für mich, um mich selbst zu befreien. Sie hat ihren Zweck erfüllt und mir über Manches hinweggeholfen in den stillen Stunden, die ich ihr gewidmet habe. Lassen wir sie nun begraben sein." "Aber, ich bitte Dich, Schatz, Du wirst Dich doch nicht etwa entmüthigen lassen durch den ersten Mißerfolg," rief Helene eifrig. "Versuch's bei einer anderen Redaktion."

Theda blieb stehen und schaute mit einem feinen, überlegenen und spöttischen Lächeln auf die Freundin hernieder. "Meinst Du, ich solle mit meiner Arbeit von Redaktion zu Redaktion haufiren gehen? Lening, da kennst Du Deine stolze Theda schlecht. Ich habe nur widerwillig Deinem und Tante Hermine's Drängen nachgegeben und das Ding da — sie zeigte auf das Manuscript am Boden — an eine Zeitung eingeschickt. Aber ich bin nicht so eitel, um mich à tout prix gedruckt sehen zu wollen, und halte mich nicht für ein Talent. Daß ich Recht habe, lehrt jetzt die Erfahrung, und damit ist die Sache abgethan." Den Ton kannte Helene nur zu gut und jedes weitere Wort wäre darum vergebens gewesen. Bekümmert schaute sie vor sich hin durch die grüne Wildniß, zwischen der Felswände niedersinken. In die träumende Mittagsstille klang nur das Brausen und Tosen des ruhelos wüthenden Fischbaches. Theda hatte die anderen Briefe geöffnet und ein schwerer Athemzug — ob befreiend wirkend oder ob ausgestoßen unter einer schweren Last, hätte sie selbst nicht zu sagen gewußt — hob ihre Brust. "Hier hast Du den Beweis, daß das Leben Recht behält", sagte sie; dabei schwankte ihre Stimme leicht und die Hand, die Helene den Brief reichte, zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Der leitende Arzt eines großen Krankenhauses ihrer Vaterstadt, in dem Krankenpflegerinnen ausgebildet wurden, theilte Theda mit, daß ihrem Eintritt als Probenschwester nichts im Wege stünde, wenn sie körperlich kräftig genug sei. In gedrängter Kürze legte er ihr dar, was der Beruf alles erfordere. Es war dies Vieles und Schweres und offenbar der Brief niedergeschrieben in der Absicht, daß Theda noch einmal überlegen möchte. Zuletzt kam die Bitte, sie möge sich mit dem Entschlusse nicht übereilen.

Schier verständnislos schaute Helene einen Augenblick in das bleiche, erregte Gesicht der Freundin. "Aber Theda — das ist ja ganz unmöglich", rief sie ganz entsetzt. "Warum? Deine Augen sehen scharf, Lening; Du mußt wissen, daß ich mich in diesem zwecklosen Dasein anstreibe." "Du müßtest nur in die Pflichten eintreten, die sich Dir bieten," erwiderte Helene ernst und mit besonderer Betonung. Sie wußte, wie Theda ihre Worte verstehen würde, obgleich sie damit zum ersten Male ein Thema berührte, das, gleichsam einem schweigenden Uebereinkommen gemäß, noch nie zwischen ihnen angeschlagen worden war.

Und Theda schien auch auf das Peinlichste davon berührt zu sein, denn sie sprang auf und die tiefblauen Augen glühten fast drohend auf Helene nieder. "Nein," sagte sie hart. Und als sie dann das liebe Gesicht so traurig zu sich anschauen sah, reichte sie Helene beide Hände und sagte weich und herzlich: "Sei gescheit, Lening. Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht unüberlegt, nur einer Laune gehorchend, den Schritt thue."

Sie hatte die Freundin zu sich emporgezogen, und während sie langsam unter den Bäumen hinführte, fuhr sie in ihrer bestimmten Art fort: "Verwandle, gegen die ich Pflichten erfüllen müßte, habe ich nicht. Die Tante Hermine wäre die einzige, von der sich dies sagen ließe, und diese wünscht selbst, daß ich heirathe, also sie verlasse. Was ich treibe, um meine Zeit auszufüllen, ist Dilettantenthum, ein geschäftiger Müßiggang, zwecklos, nutzlos." "Das ist nicht wahr," rief Helene lebhaft, und eine leichte Röthe stieg ihr in's Antlitz. "Du willst es zwar nicht hören und ich liebe es auch nicht, Anderen nachzuschauen, was sie Gutes thun. Aber Du opferst Dich auf, wie wenige Frauen in Deinen Verhältnissen. Du bist nicht zufrieden wie hundert Andere, in den Wohltätigkeitsvereinen ein reichlich zahlendes Mitglied zu sein, sondern Du dienst mit Deiner ganzen Persönlichkeit und mir ist's oft, als könntest Du Dir gar nicht genug thun." "Nun sei still oder Du machst mich böse," unterbrach Theda ihre Freundin ernst und erregt. "Gerade weil ich der Noth persönlich näher getreten bin, habe ich erkennen gelernt, daß sie der 'Dame' ihr wahres Antlitz nicht enthüllt. Die wirkliche, furchtbare Noth verbirgt sich oft mißtrauisch, während Heuchelei und Lüge sich frei hervorbringen und unser Helfen bleibt nicht selten großsprecherischer Dilettantismus. Mich verlangt darum nach tieferer Einsicht und nach ernster Arbeit, die meine ganze Kraft anspannt, nach einem Muße, das die Seele völlig zwingt."

Helene schüttelte ganz unmerklich den Kopf; so überzeugt und so klar Theda auch gesprochen hatte, klang aus ihren Worten doch eine verhaltene Leidenschaft und eine geheime Angst.

Sie meinte es ehrlich mit dem, was sie wollte, aber warum that sie es? Wollte sie eine Schuld sühnen wie ihre Heldin? Oder wollte sie ein großes Weh besiegen? Sie blickte in das schmale zarte Gesicht. Deine Heldin würde sich in kurzer Frist aufgegeben haben, hatte sie vorher gesagt. Und in plötzlich aufkehlender Angst nahm sie die Hände Theda's in die ihrigen.

"Du darfst nicht, Theda," flehte sie. "Deine Gesundheit ist nicht stark genug für alle die Strapazen, die Du ertragen müßtest. Du würdest —" sie verstummte. Aber was sie nicht völlig auszusprechen wagte, verriethen die schönen, warmen, braunen Augen, in denen es feucht schimmerte. Ueber Theda's Gesicht huschte ein schattenhaftes Lächeln. Sie bog sich ein wenig zu der etwas kleineren Gefährtin herab und küßte sie auf die Stirn.

"Sorge Dich nicht um mich, Lening. Ich bin kräftiger, als ich zu sein scheine. Was mir fehlt, könnte allenfalls ein Arzt mit geistiger Nervenschwäche bezeichnen. Sie wird jedoch schwinden, wenn ich einmal mein Arbeitsfeld habe. Weil ich mich vorerst stärken und erfrischen wollte, habe ich Dich von Deinem Zeichentische in die Berge entführt. Aber nun kein Wort mehr über diese Sache, wenn Du mich ein wenig lieb hast. Wir wollen die Tage der Freiheit noch genießen. Und nun komm; der Kaffee wird uns schmecken."

Hilfe einer Flamme, sowie durch eiserne Werkzeuge noch erhöht werden könnte, Bemerkungen, die doch absolut keinen Sinn haben würden, wenn von wirklichem Eßig die Rede wäre. Daß Gesteine durch Hitze mürbe gemacht werden, ist allgemein und war auch den Alten schon bekannt; wenn aber Plinius d. J. sagt: "wo das Feuer (zum Lockern des Gesteines) nicht ausreicht, nimmt man seine Zuflucht zum Acetum, welchem kein Gestein Widerstand leisten kann," so ist es einfach unmöglich, hier an Eßig denken zu wollen. Auch Dion Cassius berichtet, daß Metellus bei der Belagerung von Cleutheria auf Creta einen Thurm der Stadt durch "Ossos" oder "Acetum" zerstört habe; wie aber dies möglich gewesen sei, wenn man darunter Eßig verstehen will, so wäre die Geschichtsforschung dafür ebenso die Erklärung schuldig wie über Hannibals Verwendung des Eßigs zur Auflösung des Alpengefieles. Ebenso spricht Apollodorus, ein Baumeister zur Zeit Hadrians, davon, daß man leicht eine Brücke in einer Mauer erzielen könne, wenn man eine Stachelflamme gegen diese richte, und in diese "Acetum" einleite; hieraus geht wohl klar hervor, daß "der Eßig" ein ganz eigenartiges, heftig wirkendes Mittel sein mußte. Solche Stellen finden sich in Menge selbst noch bei Schriftstellern der christlichen Zeitrechnung und treffen wir sogar Abbildungen über die Anwendung des sonderbaren Dynamites in einem von Hero von Byzanz herausgegebenen Werke. Nach diesen Angaben möchte wohl die Hannibalsche "Eßigmethode" in etwas anderem Lichte erscheinen und das Vorhandensein eines Sprengmittels im Alterthum zweifellos sein; ob die Zusammensetzung des "Sprengessigs" noch einmal bekannt werden wird, ist allerdings der Geschichtsforschung anheim zu stellen. (Mitgetheilt vom Patent- und techn. Bur. von Rich. Liders in Götting.)

* **Das Dynamit des Alterthums.** Der Titel dieser Mittheilung mag allerdings befremdend klingen und die Vorstellung erwecken, als ob Griechen und Römer schon das moderne Sprengmittel gekannt und zu den bekannten Zwecken benutzt hätten. Wenn auch dies nicht gerade der Fall, so mag diese Besprechung doch Anlaß zu der Erörterung der Frage geben, ob dem Alterthum nicht doch ein ähnliches Sprengmittel zur Hand gewesen sei, und gehen die Gründe zu dieser Annahme aus folgender Betrachtung hervor. Schon in der Schule wird uns gelehrt, daß Hannibal bei seinem Zuge über die Alpen sich und seinen Elephanten mit vielen Schwierigkeiten einen Weg über das Gebirge gebahnt, und die im Wege befindlichen Gesteinsmassen mit Eßig habe entfernen lassen. — Obgleich diese Erzählung ein Unfuss, wenn man bedenkt, wie viel Eßig dazu nöthig ist, auch nur kleine Mengen von Gestein aufzulösen, welches dabei aber höchstens Kalk oder Magnesia gewesen sein dürfte, so wird diese Fabel doch weiter gelehrt, ohne darüber weiter nachzudenken, was wohl unter dem Eßig zu verstehen ist. Die Bemerkung, daß Eßig (Acetum) zum Sprengen von feindlichen Befestigungen verwendet worden sei, findet sich in der That bei vielen römischen Schriftstellern, überall jedoch, wo sich die Bezeichnung "Eßig" für dies Mittel bei den Römern findet, sprechen die griechischen Geschichtsschreiber von einem Mittel "Ossos" (ὄσος), welches mit der griechischen Bezeichnung für Eßig nichts gemein hat. Es ist also anzunehmen, daß der lateinische Ausdruck Acetum-Eßig nur eine, übrigens damals ganz allgemein geläufige Bezeichnung eines Sprengmittels darstellt, welches auch Hannibal zu seinen Zwecken angewandt. Beläge für die Richtigkeit dieser Annahme findet man, wenn man die Sache in diesem Sinne betrachtet, alsdann auch eine Menge. So sprechen Titus Livius und Appianus auch von diesem "Eßig" und fügen hinzu, daß seine Wirkung mit